

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 1. Bromberg, den 1. Januar 1928.





Ewiger Anfang.

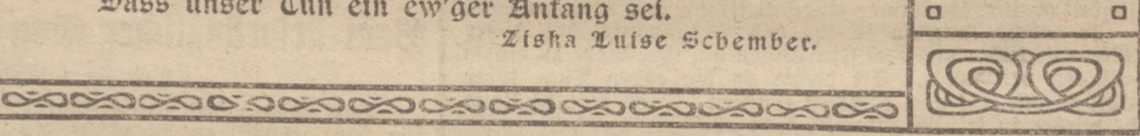
Wenn silbern sich das Sonnwendlicht ausbreitet
Glitzernd aus Eiskristallen; wenn das Jahr
Still aus der Zeiten Zirkelkreise scheidet,
Dann webet Gottes Atem wunderbar.

Dann stehn wir wiederum vor tausend Toren
Und klopfen an. Und alle tun sich auf.
Das Leben lockt und lacht im Siegeslauf,
Als wären wir noch einmal neugeboren.

Es ist, als ob das Weltherz in uns schlüge,
Zum Zukunftstempel, den kein Mensch betrat,
Ein Adlerschwingenpaar empor uns trüge
Zu starkem Wollen und zu kühner Tat.

So lang des Schaffens Urkraft uns entzündet,
Im dauernden Beginnen sind wir frei!
Dies ist, was uns das junge Jahr verkündet:
Dass unser Tun ein ew'ger Anfang sei.

Ziska Luise Schember.





Barbaras neues Jahr.

Skizze von Paulrichard Hensel.

„Du darfst es mir nicht verargen, Barbara, aber Arbeit ist Pflicht — davon macht mich auch der Silvesterabend nicht frei —"

„Und helfen kann ich dir ja doch nicht", sagte die Frau, die, schon halb für den Abend angekleidet, in der Tür des Arbeitszimmers stand. „Ich habe aber der Frau Lech zugesagt — es sind angenehme Menschen dort —"

„Gewiß, gewiß! Kommst du spät nach Hause?"

„Es ist unhöflich, zu früh zu gehen."

„Also dann einen frohen Silvesterabend, Barbara."

„Danke. Auf Wiedersehen."

Mit einem kurzen Nicken ging die Frau hinaus. Eine Formsache war es für sie, dies Fragen und Antworten, das eine Nowendigkeit der nun einmal bestehenden Verbindung schien und doch niemals einen gefaßten Entschluß ändern würde. Die Tage neben dem in seine Forschungen eingesponnenen Gatten waren ihr längst zu eintönig geworden, und sie hatte angefangen, ihre eigenen Wege zu gehen. Man sah die junge und elegante Frau gern in jeder Gesellschaft und hatte sich fast abgewöhnt, nach dem Zuhause und dem Manne zu fragen, weil ja gerade seine Abgeschlossenheit es ermöglichte, sich an der Gegenwart Barbara Sommers zu erfreuen. Niemand kümmerte sich auch darum, daß der junge Werner Kirch am eifrigsten von allen Männern der schönen Frau den Hof machte.

Barbara Sommer selbst hatte noch nie mit einem Gedanken ein Unrecht darin empfunden. Sie hatte die Ehe gesucht, weil sie ohne Ansehen, Reichtum, ohne die vielen Dinge, die ein Leben sorgenfrei gestalten, sich eine Zukunft nicht denken konnte, und auch, weil es sie ein wenig stolz machte, daß gerade dieser bedeutende Gelehrte um ihre Hand anhielt. Gedanken darüber, ob eine Zuneigung bestand oder entstehen konnte, erstickten anfangs in der bunten Abwechselung der ersten Monate, später im regelmäßigen Gang eines stillen und ernsten Hauses. Barbara aber war jung und innerlich noch dasselbe Weib, das sie vor ihrer Ehe gewesen war, lebenshungrig, durstig nach Freude. Und Werner Kirch war hemmungslos in seinen Wünschen wie sie —

Eine fröhliche Gesellschaft hatte sich zum Silvesterabend im Hause der Schriftstellerin Lech zusammengefunden.

„Ich bin recht glücklich, gnädige Frau", sagte die Gastgeberin, „daß Sie uns nicht verloren gehen. Wir fürchteten es fast. Aber der Entschluß Ihres Gatten kam sehr überraschend."

„Wovon sprechen Sie?" fragte Barbara verwundert.

„Aber ich bitte Sie... Alle Blätter schreiben davon. Wie kann die Frau eines berühmten Mannes so bescheiden sein?"

„Verzeihen Sie, ich bin durchaus nicht über die Arbeit meines Mannes unterrichtet."

Mit einer Ausflucht wandte sie sich ab und näherte sich unauffällig dem Freunde, den sie beiseite winkte.

„Du Werner, was sprechen die Leute von meinem Mann?"

„Er hat die Berufung an ein Observatorium bekommen — und hat abgelehnt. Das ist natürlich erstaunlich —"

„Weißt du den Grund?"

„Nein. Aber ich bin froh, daß das Gespenst einer Trennung an uns vorbeiging."

Rufe und Gläserklingen sprangen zwischen sie. Von den Kirchtürmen schlug es zwölf. Gedankenlos erwiderte Barbara die Glückwünsche — ein Ungewisses hatte sich ihr in den Weg gestellt — und unbemerkt verließ sie die Gesellschaft. Ein Wagen führte sie rasch nach Hause. Sie begriff nicht, daß ihr Mann etwas ablehnte, was ihm bisher immer als Ziel seines Schaffens erschienen war. Als sie die Tür zu der Wohnung aufschloß, bemerkte sie, daß in seinem Zimmer noch Licht brannte. Nach kurzem Zögern trat sie leise ein.

Sommer saß vor seinem Schreibtisch und hatte, müde oder nachdenklich, den Kopf in die Hand gestützt. In dem hellen Licht der Schreibtischlampe sah sein Gesicht verhärmt und bleich aus. Verwundert drehte er sich nach ihr um.

„Kommst du schon, Barbara?"

„Ja, man erzählte mir Neuigkeiten von dir, und ich muß nun doch selbst fragen, um nicht durch meine Unwissenheit vor den anderen beschämt zu stehen. Was ist wahr an der Sache mit dem Observatorium?"

Der Mann sah sie lange an. „Bist du nicht froh, daß alles beim alten bleibt?"

Barbara suchte noch nach einer Erklärung für diese Frage, die keine rechte Antwort auf ihre Worte schien, aber der Mann sprach ruhig weiter:

„Warum sagst du mir denn nicht, daß du ihn lieb hast?"

Verwirrt, erschrocken trat Barbara einen Schritt zurück.

„Ich verstehe dich nicht . . ."

Die Uhr tickte hart in eine grausame Stille. Der Gelehrte wandte sich wieder dem Tische zu und sagte leise:

„Ich habe dich immer lieb gehabt. Und Liebe fordert nicht, sondern opfert. Ich wußte, daß es dir schwer werden würde, dich von Werner Kirch zu trennen — ach, ich weiß viel mehr — und darum verzichtete ich auf die Erfüllung eines Wunsches, der nur mir Freude gemacht hätte. Gute Nacht, Barbara. Warum hast du nicht den Mut, ehrlich zu sein?"

Sie wollte noch etwas erwidern, aber dann ging sie still aus dem Zimmer.

Fassungslos, mit ihren Gedanken vor etwas unerwartet Neues gestellt, suchte sie den Sinn seiner Worte zu begreifen, die so ungewohnt und fremd waren und doch so jäh an ihr Herz gegriffen hatten. Und während sie an die vergangenen Monate dachte, an die emsige, die Außenwelt fast abschließende Arbeit des Mannes, das Ringen nach einem würdigen Ziel und dann die plötzliche Resignation, seine Freundlichkeit zu ihr, die immer einen Beiklang von Wehmut hatte — da wuchs langsam in ihr das Verständnis, daß dieser Mann sie liebte und doch sein Wissen um ihre Liebe zu einem anderen verschwieg. Sie dachte an die ersten Tage ihrer Ehe, an alle, die noch kommen konnten — und plötzlich stand sie wieder in seinem Zimmer, dicht vor ihm.

„Ich möchte mit dir sprechen, Hans . . ."

Da nahm der Mann zärtlich ihre Hand.

„Ich weiß, was du sagen willst, Barbara. Und ich will dir jetzt schon die Antwort geben: Gestern abend gingst du fort. Als das Jahr zu Ende ging, warst du mit deinen Gedanken weit von mir. Im neuen Jahr bist du zu mir zurückgekommen. Und alles, was hinter uns liegt, ist ausgelöscht und nicht gewesen. Jetzt ahnst du vielleicht, daß ich dich liebe. Wenn du es ganz weißt, wirst du deinen Weg nicht verfehlen . . ."

Und wie ihn Barbara jetzt küßte, wußten sie beide, was ein Neujahrsmorgen bedeuten und verheißen kann.

Neujahrsspruch.

Von Hans Bethge.

Ein Jahr ist kurz, ein Jahr ist lang,
Ist voller Lust und Überschwang,
Voll Langeweil und Weh.
Wir kleben seufzend an der Zeit,
Und sausen doch mit Sphärenklang
Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Wie Wind und Sand und See...

Neujahrswünsche.

Von Paula Keuve.

Wer die Geschichte der Neujahrskarte schreiben wollte, müßte auf den „Meister E. S." zurückgreifen, von dem die älteste erhaltene, gedruckte Neujahrskarte stammt, nämlich ein Kupferstich aus dem Jahre 1466. Das segnende Christuskind steht auf einer Blume, dahinter ist ein Spruchband, mit dem Glückwunsch: „Eyn goot selig ior!"

Mode wird die Neujahrskarte jedoch erst in den Jahren 1810—1840, in jenen Jahrzehnten, da der Bürgerstand die vor der großen Revolution gepflegten gesellschaftlichen Überlieferungen aufnahm und glücklich weiterbildete.

Die Industrie nahm sich dieses Artikels an, die hauptsächlich ihren Sitz in Wien, der heiteren Stadt, hatte. Was uns im Gegensatz zu den heute vertriebenen Neujahrswünschen überrascht, ist die Abwechslung der Motive und Inschriften. Man begnügte sich nicht mit besten, herzlichsten Glückwünschen in beliebter Eintönigkeit der Glück verheißenden Symbole des Vierklees, Hufeisens, des Pilzes oder des Schweinchens, sondern man plünderte die Haine antikisierender Kunst, die Waldwege deutscher Romantik.

Denkmäler der Freundschaft und Opferaltäre der Liebe wurden errichtet, Herzen brannten in heiligem Feuer, Hände legten sich zu ewigem Bunde ineinander, und ein ganzer Garten redender Blumen sprießt uns entgegen. Rosen, Vergißmeinnicht, Doppelähren, Jelängerjelieber werben und wünschen, Amoretten flattern auf, und schnäbelnde Täubchen laden zum Minnespiel. Man treibt Scherz und symbolisiert die Wärme der Wünsche durch eine dampfende Pastete, einen schmelzenden Eiskrug.

Besondere Freude bereitete es, wenn der ernst und innig gemeinte Wunsch sich in der Maske fröhlicher Überraschung nahte. In den achtziger Jahren gab es Karten, aus denen ein purpurner Rosenbusch wuchs, wenn man sie auseinanderfaltete. Als dann Dreh-, Klapp-, Zug- und ähnliche Karten aufkamen, entstanden jene anspruchslosen Kunstwerke, die heute in ihrer gravitätischen Drolligkeit das Entzücken des Beschauers erwecken.

Wir kommen in Versuchung, über diese Naivitäten ein wenig zu lächeln und zu glauben, sie hätten sich vornehmlich an den Geschmack des spießbürgerlichen Publikums gewandt. Das ist ein Irrtum! Selbst Goethe freute sich über die kleinen, beweglichen Karten und Neujahrsbilder und schrieb dankend an die befreundete Marianne von Eybenberg in Wien: „Die zierlichen, nickenden, bückenden und salutierenden kleinen Geschöpfe sind glücklich angekommen und haben nicht allein mir, sondern ganzen Gesellschaften, in denen ich sie produzierte, viel Vergnügen gemacht." — Schiller wurde von dem Berliner Verleger Spener aufgefordert, für eine Karte mit einem Guckkastenmann einen Vers zu schreiben.

Wir modernen Leute haben für derlei „unnütze Dinge" keine Zeit —, die hatte man nur in der lieben alten Zeit, von der heute schon gesagt wird, daß sie nie über die Erde gewandelt sei.

Vom ursprünglichen Sinn des Kalenders.

Von Fr. Gläbe.

Das Zeichen des neuen Jahres: ein neuer Kalender — für den geschäftigen Menschen ein nüchterner Gebrauchsgegenstand, der die Zeit einteilt in die Abschnitte des bürgerlichen Lebens und uns erinnert an das, was zu tun ist. Aber ist die Zeit nicht viel mehr? Umschließt sie nicht unser Schicksal — die Summe dessen, was wir an Freude und Schmerz erleiden?

Sicher kam der Mensch schon lange vor der uns geschichtlich überlieferten Zeit dazu, diese in kürzere oder längere Abschnitte einzuteilen. Dabei legte er wohl die natürlichen Abschnitte zugrunde, die sich in den verschiedenen Himmelsvorgängen, im Wechsel von Trockenheit und Nässe oder im Pflanzenwachstum darstellten.

Warum aber beachtete der Mensch diese Vorgänge und legte sie im Kalender zahlenmäßig fest? Allein mit der naheliegenden Antwort: wegen der praktischen Bedürfnisse der Jagd oder der Landwirtschaft gibt sich die moderne kulturpsychologische Forschung nicht zufrieden.

Die alten und primitiven Völker — die Beiwörter müssen ohne jedes Werturteil genommen werden — sahen in der Zeit in erster Linie die geheimnisvolle Bringerin von Glück und Unglück. Sie waren das Geschenk übernatürlicher Kräfte und Mächte, die man sich in der Gestalt von Tieren oder phantastischen Dämonen verkörpert dachte.

Diese Wesen beherrschen die Zeit und damit den Menschen; auch, und wohl vor allen Dingen, seinen Körper. Nach Danzel („Magie und Geheimwissenschaft

in ihrer Bedeutung für die Kulturgeschichte") findet sich in einer alten **mexikanischen Handschrift** aus der Zeit vor der spanischen Eroberung die Abbildung einer menschlichen Gestalt, deren Körperteile allerlei **Kalender-**, also **Zeitsymbole** tragen. Der darin zum Ausdruck kommende Glaube an einen Zusammenhang zwischen Körperteil und beherrschendem Dämon fand sich in Mexiko und Alt-Ägypten, in Neuseeland und China und ebenso in der Mystik der jüdischen Kabbala. Darum darf man wohl annehmen, daß es sich dabei nicht um einen überlieferten, sondern um einen ursprünglichen Glauben, bzw. ein Wissen handelt.

Neue Beleuchtung dieser Frage brachte das Ergebnis neuerer psychologischer Untersuchung. Danach sollen durch Reizung einzelner Organe Halluzinationen hervorgerufen werden, deren phantastische Vorstellungen je nach dem Organ, das gereizt wird, wechseln. Will man das als Erklärung gelten lassen, so wären also „Dämonen" durch Körperzustände erzeugte, phantastische Vorstellungen, die als wirklich vorhanden geglaubt wurden, und denen man dann in vielen Fällen, wie schon erwähnt, die Herrschaft über einzelne Zeitabschnitte zuschrieb, die dadurch ihren guten oder bösen Charakter erhielten.

Ihn — nicht die Tage an sich — **anzuzeigen**: darin bestand die Aufgabe des Kalenders! Auch das erscheint im Lichte der modernen **Periodenlehre**, wie sie Fließ, Swoboda u. a. Forscher vertreten, die einen regelmäßigen Wechsel von günstigen und ungünstigen Zeitabschnitten annehmen, nicht mehr allzu absurd. Vielleicht lernt der vorwiegend technisch-rationell eingestellte Mensch von heute noch einmal die Schwankungen im Lebensrhythmus wieder fühlen und erkennen, die dem naturverbundenen Sinn des alten primitiven Menschen etwas Gewohntes und Bekanntes gewesen zu sein scheinen.

Aus dem mittleren **ägyptischen** Reich (etwa 2100 bis 1500 v. Chr.) ist ein Monatskalender überliefert, der achtzehn Tage als gut, neun als schlecht und drei als halbgut bezeichnet. In China wurde der Kalender alljährlich von einer astrologischen Kommission geprüft und neu herausgegeben. Er trieb die Bedeutungswahl der Tage ins für uns Richtige und Lächerliche. So verzeichnete er nicht nur — das fände sicher auch heute Beifall! — die Tage, an denen man heiraten durfte, weil dann die Ehe glücklich war, sondern auch die, an denen man den Schulbesuch der Kinder beginnen, ein Kleid zuschneiden und sich den Kopf rasieren lassen durfte.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von **Fritz Strauß.**

(22. Fortsetzung.)

Ich beobachte verschiedentlich meine Umgebung und bestaune im stillen den emsigen Fleiß der Frauen, mit dem sie Spitzen an die Pfeile binden, Federn mit dünnen Bambusmessern stutzen, Affenzähne bearbeiten und Fäden aus wilder Baumwolle drehen. Zwischendurch laufen sie auch ins Haus hinein oder stillen ihre Kinder. Einmal steht eine Frau auf und geht zu dem Baum dicht vor dem Haus. Er hat einen glatten dunklen Stamm von der Dicke einer mittleren Kastanie. Ginge sie nicht in gerader Linie in mein Gesichtsfeld, würde ich sie gar nicht bemerken. So werde ich auf sie aufmerksam und bereue es nicht. Welch seltsames Beginnen! Sie umfaßt den Stamm und läßt sich, innig den Leib an ihn gepreßt, auf den Boden nieder, wobei sie gewissermaßen den Baum zu umarmen scheint. — — Den Baum — des Lebens? — Ja, den Baum des Lebens!! Hurra, der jüngste Sprößling aus dem Stamme der Parintintin ist da! Die Mutter hebt ihn von der Erde auf, beißt ab, was in Ermangelung einer Schere nicht durchschnitten werden kann und schleckt wie ein Tier das kleine Lebewesen sorgfältig vom Kopf bis zum Fuße ab. Dann nimmt sie das Kind mit sich ins Haus — und zehn Minuten später sitzt sie wieder bei den anderen Frauen und wickelt eine Feder um das Ende eines Pfeiles. Von dieser Stunde an taufe ich den Baum zu meinem Privatvergnügen den Geburtsbaum. Und wie sich später herausstellt, mit Recht. Es ist wirklich der Geburtsbaum des Stammes.

Nach der Heimkehr der Männer von der Jagd wird der glückliche Vater umgehend von dem Familienereignis in Kenntnis gesetzt. Er untersucht mit Kennermiene von allen Seiten sein Jüngstes und scheint zufrieden zu sein, weil es ein Bub ist.

Der männliche Nachwuchs spielt eine große Rolle beim Stamm, der nur acht Männer und zweiunddreißig Frauen zählt. Die genaue Anzahl der Kinder wechselt ständig. Es mögen so gegen fünfzig sein. Ein Viertel Knaben, drei Viertel Mädchen. Alle Augenblicke stirbt eines oder geht im Urwald verloren oder wird vom Tiger gefressen; dann kommt wieder eines auf die Welt; kurz, man ist sich nie über die Zahl im klaren. Die Sterblichkeit erreicht eine hohe Ziffer, und ich kann den Grund hierfür nicht angeben. Ich glaube es liegt an einer Augenkrankheit, an der der ganze Stamm einschließlich der Erwachsenen leidet. Auch eine Art Keuchhusten rafft viele Kinder dahin.

Seit vier Tagen liegt einer der Männer krank darnieder. Zwei Tage saß er matt und mit stumpfem Gesichtsausdruck vor dem Hause; am dritten Tage suchte er seine Lagerstätte auf. Die Frauen sind äußerst besorgt um ihn, sie brauen aus Wurzeln und Blättern, die mir fremd sind, stark riechende Getränke und reiben ihn damit ein. Auch die Männer besuchen ihn häufig und sitzen dann um ihn herum. Ich sehe gleichfalls des öfteren nach ihm und bringe allerlei Dinge mit, die ihm vielleicht eine Freude machen könnten. Aber er liegt still und meistens mit geschlossenen Augen. Ob er Schmerzen hat, vermag ich nicht zu unterscheiden, aber ich habe das Gefühl, daß er nicht mehr gesund wird. Dann hat der Stamm nur mehr sieben Männer ohne mich. Die ältesten, zwölf- bis dreizehnjährigen Jungen brauchen immer noch zwei bis drei Jahre zur Mannbarkeit.

Gefühle des Schmerzes in unserem Sinne kennen die Menschen, bei denen ich lebe, überhaupt nicht. Sie sind von einer Unempfindlichkeit und zweifellos auch von einer Selbstbeherrschung, die ans Unglaubliche grenzt. Wenn die Männer über ihre Frauen erzürnt sind und sich in schlechter Laune befinden, lassen sie ihren Zorn an der Ehehälfte aus und schlagen sie, und zwar nicht zu knapp. Sie nehmen aus dem Feuer einen glühenden Ast und hauen ihn den Frauen über den Rücken, daß die Funken stieben. Ich habe aber noch nie gesehen, daß auch nur eine von ihnen irgendeinen Laut des Schmerzes geäußert oder gar geweint hätte. Sie weinen niemals.

Kürzlich war ich Zeuge, wie etliche unserer Männer einen Baum fällten. Sie verwandten dazu mit Muscheln geschärfte Bambus- und Eisenholzmesser und eine Säge aus den Zähnen des Wasserschweines. In der Handhabung dieser primitiven Werkzeuge haben sie eine große Fertigkeit und kommen überraschend schnell zum Zbel.

Der Baum stürzte und verfing sich in einer Liane. Der jüngste der Männer, ein Bursche von vielleicht achtzehn Jahren, verließ seinen Standplatz, um die Sachlage aus der Nähe zu besichtigen. In diesem Augenblick riß die Liane, der Baum schnellte krachend ab und schlug so unglücklich neben dem Mann nieder, daß er ihm einen abgebrochenen, gut drei Finger dicken Ast durch den ganzen Oberschenkel stieß. Der arme Indio hing mit vornüber gefallenem Körper wie ein Stück Holz hilflos an ihm. Die beiden anderen Männer sprangen sofort hinzu; der eine faßte den Verwundeten um die Brust, während der andere den Schenkel mit einem kräftigen Ruck aus seiner Lage befreite. Dann stopften sie Blätter in die beiden Wunden, um das strömende Blut zu stillen. Über die Lippen des Verunglückten war kein Laut gekommen; er hatte keine Sekunde die Besinnung verloren und humpelte ohne fremde Hilfe nach Hause. Dort nahmen ihn die Frauen in Behandlung. Sie kochten einen bösen Kräutertee und schmierten, nachdem sie die Blätter entfernt hatten, die Wunde damit ein. Dann stopften sie die Löcher mit noch viel gefährlicher aussehender, trockener Rinde gleichsas wieder zu. — Armer Kerl! Wenn du dich nur nicht an den Folgen einer rassereinen Blutvergiftung in die ewigen Jagdgründe versammelst! Ich täuschte mich. Die Wunde heilte tadellos und auffallend schnell, trotzdem der Mann sich tagsüber nicht legte und dauernd herumhinkte.

Und doch ist der Tod an unserem Hause nicht vorübergegangen. Der kranke Mann ist gestorben. Und ich hatte wieder einmal Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, wie unheimlich und seltsam innig diese wilden Naturvölker mit dem Geheimnis des Todes vertraut sind, ihn direkt fühlen müssen, lange, bevor unsereiner auch nur im entferntesten den Zeitpunkt seines Eintretens ahnt. Ich hatte den Kranken aufgesucht und ihn unverändert vorgefunden. Er lag wie immer still und mit meist geschlossenen Augen und ohne jede Veränderung in der Gesichtsfarbe. Bald nach mir trat ein Indio an sein Lager, warf einen flüchtigen Blick auf den Kranken und ging wieder. Das befremdete mich, weil die Besuche der Kollegen immer reichlich lange währten. Die Aufklärung ließ nicht auf sich warten. Sämtliche sieben Männer des Stammes erschienen im Haus und setzten sich

um das Krankenlager. Sie sprachen kein Wort entgegen der sonst üblichen Gepflogenheit und hielten ihre Blicke starr auf den ruhenden Mann gerichtet, über eine Viertelstunde lang. Allmählich schien den Kranken eine gewisse Unruhe zu befallen, und er bewegte leise die Finger seiner beiden Hände. Plötzlich hob er leicht den Kopf und schlug weit die Augen auf, und ich sah das große Bangen aus ihnen leuchten. Ein kurzes Zittern rieselte über seinen Körper; müde senkten sich die Lider, und dann fiel ihm der Kopf hart zurück. Er war tot.

Schweigend erhoben sich die Männer und verließen das Haus. Ich folgte ihnen, um nichts von den Vorbereitungen zu den Bestattungsfeierlichkeiten zu versäumen und war gespannt, welcher Art sie wohl sein würden. Vorerst war allerdings noch nichts davon zu merken. Sechs Männer hockten sich tatenlos auf den Platz im Freien. Wo der letzte war, wußte ich nicht. Die Frauen nahmen von dem Todesfall gar keine Notiz. Auch seine eigenen Frauen nicht, und ich begann zu zweifeln, ob sie überhaupt Kenntnis von dem Ableben des Mannes hatten. Ich wollte mich eben auf die Suche nach Schiggi-Schiggi machen, als der fehlende Mann die über seine Schultern gelegte Leiche aus dem Hause trug und mit seiner Last hinter ihm verschwand. Kein Mensch achtete darauf, und ich war der einzige, der sich ihm anschloß. Er schritt auf einen hohen Baum mit glattem, ästelosen Stamm zu und legte den Toten auf den Boden. In der Hand hielt er ein Bündel dicker Baststricke, die er gemächlich entwirrte. Den einen befestigte er mit je einem Ende an seinen Fußfesseln, den anderen schlang er um den Baum, zog ihn hinter seinem Rücken durch und knüpfte ihn zusammen. Nachdem er sich auf diese Weise mit einem Zwischenraum zwischen sich und dem Stamm an den Baum gebunden hatte, stieß er einen kurzen Laut aus, auf den hin ein zweiter Mann erschien, der ihm die Leiche wieder auf die Schulter legte. Dann drückte er mit seinem Fuß den Strick gegen den Stamm, stemmte sich gegen den Strick um seinen Körper und zog die Beine hoch. Darauf hob er mit den Händen die Schlinge ein Stück höher und kletterte so langsam bis zur Baumkrone empor, setzte die Leiche in eine Astgabel und stieg wieder herunter. Hiermit waren die Bestattungsfeierlichkeiten beendet. Den Rest besorgten die Aasgeier, die ein Skelett auf dem Baum hinterließen — so lange, bis es der Wind oder der Regen aus der Gabel zurück zur Erde wehte.

Viele Tage sind im Osten aufgestiegen, an denen der Flügelschlag dieser großen Vögel über dem Baume rauschte. Den einen Mann ausgenommen sind es immer nur Kinder gewesen. Von ihren Vätern wurden sie auf den Baum getragen. Die Mütter verhielten sich hierbei völlig passiv, und es war unmöglich, Gefühle des Schmerzes oder der Trauer bei ihnen festzustellen. Einmal bekam eine Frau Zwillinge, der einzige Fall, der während meines Aufenthaltes bei den Parintintin sich zugetragen hatte. Der Vater nahm beide Kinder in Augenschein — sie waren verschiedenen Geschlechtes —, griff ohne ein Wort nach dem Mädchen und trug es auf den Baum. Ob er es durch einen Druck mit der Hand tötete oder das Kind lebend den Geiern zum Fraße vorsetzte, konnte ich nicht unterscheiden. Die Mutter nahm den Knaben und ging, ohne sich umzusehen, schweigend ins Haus. Mich wunderte dieser Vorgang ungemein; die Männer des Stammes sind ausgesprochen kinderlieb und geben sich sehr viel mit ihnen ab. Sie setzen sie auf ihre Knie, tätscheln sie und spielen mit ihnen und ihren Tieren. Eine der beliebtesten Liebkosungen besteht darin, daß sie ihre kleinen Sprößlinge bei den Haaren wie einen Dackel beim Fell nehmen und in die Höhe heben. Unseren Kindern würde das sicher nicht gefallen . Diese Indianer haben eine mächtige Freude daran.

Die Bäume des Todes und des Lebens breiten ihre Kronen weit über das einsame Haus und über die Menschen, die in ihm wohnen. Sie wachen über den Wechsel der Geschlechter und werfen ihren Schatten auf Kommen und Gehen. Unerschütterlich im Wandel der Zeiten ragen ihre Stämme und sind anzusehen wie dunkle Runen, die das Schicksal in die Weltverlorenheit des Urwaldes geschrieben.

Der Baum des Lebens und der Baum des Todes! Ein Himmel wölbt sich über ihnen, und eine Nacht gähnt blicklos um sie. Eine Sonne brennt auf ihre Wipfel und formt der Schatten flüchtigen Zug, und die Schatten steigen und ziehen. Der Schatten vom Baume des Lebens fällt auf den Schatten vom Baume des Todes, und sie greifen ineinander. Wer weiß, wo der Anfang ist und wo das Ende! — Niemand weiß es: Anfang und Ende sind eines. —

(Fortsetzung folgt.)

 Lustige Rundschau

* **Der Kenner.** „Was rauchst du denn da für eine Marke?" — „Kennste se denn nicht, Marke „Eva"?" — „? ? ? ?" — „Na, lauter Rippen!"

*

* **Selbständig.** Sie (zärtlich): „... und hast du mich wirklich ganz allein lieb?" — Er: „. . . aber, Schatz, meinst du, dazu brauche ich noch eine Hilfe."

 Rätsel-Ecke 

Reimergänzungs-Rätsel.

Wir fuhren hinaus in die sinkende —
Im Schlitten, beim Klange der — —;
Vom Himmel hernieder da rieselten —
Unzählig die schimmernden — —.
Rings starrte die Erde in Schnee und — —,
Es ruhte die Welle im — —,
Doch drinnen, im Schlitten, da trafen sich —
Die Lippen in flammendem — —.

*

Streichhölzchen-Aufgabe.



Obenstehende, aus 17 Streichhölzern bestehende Abbildung soll durch das Fortnehmen von fünf Hölzchen so verändert werden, daß drei Quadrate entstehen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 265 und Nr. 266.

Zitaten-Rätsel (aus Nr. 265):

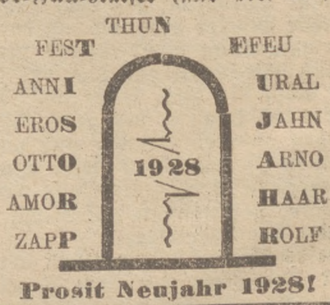
Die Menschen sind nicht immer, was sie scheinen. Lessing.

Tor-Füll-Rätsel (aus Nr. 265):



Besuchskarten-Rätsel (aus Nr. 266):
Glueckauf ins neue Jahr!

Tor-Füll-Rätsel (aus Nr. 266):



Prosit Neujahr 1928!

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.